Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 24

Artikel: Sutter-Mareili

Autor: Stump, Emma

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640369

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jahren das Schifflein des Hülfsvereins und seiner Ferienversorgung mit Liebe und Geschick geleitet. Möge das Werk fernerhin solche Förderer finden; dann ist uns um seine Zukunft nicht bange.

Sutter-Mareili.

Von Emma Stump.

Hofwil! Oft denke ich der Tage, da ich daselbst im Lehrerseminar als Hausmutter amtete. Bunte Bilder, frohe, glückliche und trübe, treten alsdann vor mein seelisches Auge, wie es so jedem geschehen mag, der in alten Erinnerungen herumkramt.

Sutter-Mareili, das betagte, gebückte Weiblein! — immer wieder kehrt sein freundliches, vertrautes Bild bei mir ein. Meine Gedanken weilen dann oft lange bei den lieben Erinnerungen aus den Tagen, da ich der Alten Besuche abstattete, von denen ich nie leer, wohl aber mit frischem Mut, fröhlich und getrost zu meiner Arbeit heimkehrte.

Vom „großen Haus" in Hofwil, wie es von den Leuten der Umgegend schlechtweg genannt wird, ging ich das Sträßchen hinunter, das nach Münchenbuchsee führt. Einst hatte dies Haus die berühmte Fellenbergsche Erziehungsanstalt beherbergt. Heute ist daselbst ein Teil des bernischen Lehrerseminars untergebracht. Das erste Haus links am Sträßchen ist das Lehrerhaus. Zu Fellenbergs Zeiten ist auch dieser Bau erstellt worden, zum Teil als Wohnhaus für die verheirateten Lehrer des Instituts mit ihren Familien, aber zugleich auch als Quartier- und Gasthaus für die Fremden aus aller Herren Länder, die der berühmten Erziehungsanstalt Besuche abstatteten.

In der Folge ist es ein Miethaus geworden, das von zahlreichen, meist armen Familien, bewohnt wird. Ich steige nun eine Treppe hinan und wende mich links durch den breiten Gang. Mein Weg führt an Gruppen von zwei, drei und mehr Kindern vorbei, die auf den verschiedenen Türschwellen kauern oder sich im Gang herumtollen. Bis zu der zweitletzten Tür rechter Hand dringe ich vor und klopfe an.

Ein freundliches: Nume-n-ine! der mir so wohlbekannten Stimme ermuntert mich, die Türe zu öffnen. Von Mareili sehe ich vorerst nichts, doch ich ahne, wo es sich aufhalten mag. Ich trete also in das freundliche Gemach, das die Winterbehausung des Weibleins, Küche und Schlafstube zugleich, vertritt. Ein breites Fenster, der Türe gegenüber, ist ein wenig geöffnet und läßt wohltuenden Wintersonnenschein einkehren.

Zunächst durchschreite ich den Teil des Raumes, der die Küche vertritt. Rechts an der Wand steht das Speiseschränklein, daneben ruht auf niedrigem Schemmel der gefüllte, kupferne Wasserzuber, an dessen Rand das blanke Kupfergätzi hängt. Von der Wand her winken saubere Zwächeli, und auf einem Gestell ruhen die buntbemalten Kannen, Teller und Tassen. Alles prangt in schönster Ordnung.

Links steht auf einer Sandsteinunterlage, als originellstes Stück der primitiven Kücheneinrichtung, ein alter, grüner Kachelofen. Er mißt ungefähr 60 Zentimeter im Geviert, ist etwa 120 Zentimeter hoch und hat auf der Seite nach dem Fenster zu einen niedrigen Vorbau in der Art der Ofentritte.

Seine Oberfläche weist ein rundes Loch auf, das Raum gibt für eine mäßig große Pfanne. So vermögen die hier angefachten, prasselnden Holzfeuerlein zu tun, was sonst nach dem Sprichwort nirgends gelingt: Sie dienen zweien Herren zugleich. Sie kochen die Süpplein der Herrin dieser Wohnstätte, bringen das Wasser für ihren schmackhaften Kaffee zum Sieden und bedienen obendrein in ausgiebiger Weise den Heizofen. Denn, dank der ausgezeichneten Konstruktion des Grünen, der nach russischem Vorbild erstellt worden ist, geht im Winter kein kleinstes Teilchen der angenehmen Wärme verloren und sind auch Wände und Decke des Raumes vom Rauch nicht allzu sehr geschwärzt. — Zwischen den Kochzeiten aber hockt auf dem Loch ein glänzender, kupferner Teekessel, wie eine brütende Henne auf ihrem Nest.

An kalten Winterabenden, wenn ich mich bei Mareili, in seinem Lehnstuhl sitzend, so recht behaglich fühle, wenn die strenge Winterkälte die Ofenwärme besonders nötig macht, dann gibt meine Freundin wohl noch ein paar Scheitlein zu. Bald fängt das Wasser zu sieden an. Die raschen Atembewegungen des Kessels lassen in regelmäßiger Folge den kleinen Messingdeckel am Mund des Ausgußrohres sich heben und senken. Der Kessel singt! — Dieses leise Summen und der feuchtwarme Hauch, der dem Kesselmund entflieht, erwecken so recht das Gefühl des Lebendigen, dem eine Seele inne wohnt, eine alte Kupferkesselseele, die vieles erlebt hat und auch vieles erzählen würde, wenn wir ihrem Singsang verständnisvoll zu lauschen vermöchten.

Die vordere Hälfte des Raumes bildet das Wohn- und Schlafgemach. Heller Sonnenschein gießt freundliche Heimlichkeit über das dürftige Stübchen. Rechts steht das hohe, mit buntem Katunüberwurf bedeckte Bett. Darüber schauen bunte Bildchen zu mir hernieder, die irgend ein Landschäftlein oder eine Bibelfigur wiedergeben. An der linken Wand steht unter einem winzigen Spiegelchen ein kleiner Tisch und daneben ein niedriger Armstuhl.

Halb verblichene Daguerreotypien und Photographien hangen rund um das Spiegelchen. Aus ihren Rahmen blicken Menschen, deren größere Zahl wohl schon seit Jahren unter der Erde ruht. Auf meinen Gruß, den ich im Vorwärtsschreiten dem noch nirgends sichtbaren Mareili zurufe, tönt es an mein Ohr: „Aha, Dihr sit's, charmant, charmant, willkomme, willkomme!" — Ein alter, freundlicher Frauenkopf schiebt sich beim Fenster vorn hinter der Kopflade des Bettes hervor, und ein gebrechlicher Frauenkörper macht Anstrengungen, sich von einem niedrigen Stühlchen zu erheben. Ich bitte die Alte, ruhig sitzen zu bleiben und nehme selbst Platz ihr gegenüber.

Mareili war ein gebücktes, runzeliges Frauchen, und daß es gar so elend war und aussah, wie ein halbzugeklapptes Taschenmesser, wenn es sich am Stock mühsam vorwärts schob, daran war eine tückische Krankheit schuld, die in früher Jugend die zarte Menschenpflanze heimgesucht und den schwachen Körper gepackt und zermürbt hatte, ähnlich einem gewaltigen Nordwind, der ein zartes Bäumchen mit roher Gewalt schüttelt, bis es geknickt ist und eines frohen Aufwachsens verlustig gehen muß.

Als Jungmareili von der Krankheit aufstand, da war sein Rücken gekrümmt und wuchs fortan, trotz aller angewandten Tränklein und Heilmittel, nicht mehr gerade. Auf gebeugten Schultern mußte es die Last des Lebens tragen, lange, lange Jahre hindurch. Mareili wurde im Jahr 30 des letzten Jahrhunderts geboren. Als ich es kennen lernte, da hatte es schon sein siebzigstes Altersjahr überschritten.

Ob die Lebenslast schwer gewesen war? Zu Zeiten gewiß! Mareilis Mund wußte davon zu erzählen. Der Ausdruck seines guten Gesichts aber redete dabei eine gar freundliche Sprache der Versöhnung mit dem Lebensschicksal, daß einem warm und froh ums Herz wurde. Rasch ging Mareili von den trüben Bildern wieder zur Schilderung froher Erlebnisse über. Wie fröhlich konnten dann die grauen Augen lachen, wie beredt sein Mund erzählen von all dem Schönen und Freudvollen, das es genossen! Und die Worte, die von seinen Lippen flossen, waren das feine, alte Patrizier-Berndeutsch. Hatte doch Mareili sein ganzes Leben in Hofwil gelebt! Seine Kinderjahre fielen in die Zeit, da Hofwil der Sitz der berühmten Fellenbergschen Erziehungsanstalten war und Emanuel von Fellenberg noch selber seinen Schöpfungen vorstand.

Mareilis Vater war ein geschickter Schreiner und Drechsler gewesen, den Fellenberg zu sich berufen hatte als Lehrmeister der vornehmen Zöglinge, von denen jeder neben seinen Studien sich in tätiger Handwerksarbeit üben mußte.

— Die Mutter war Wäscherin auf dem Gute. Da hielt sich Mareili als kleines Mädchen mit dem noch kleineren Brüderchen, das es hüten mußte, meist in der Nähe des Wäschereigebäudes auf.

„Dert bin i albets bim schöne Wätter uf em Bänkli g'ässe, wo my Mueter gwöschet het und ha mit myne chline Händlene glismet amene länge, länge Lismerstrumpf, oder i ha mit mym Brüederli Tschigglis gmacht oder Versteckli! Aber o wärche han i müeße. Alli Samstig z'Abe han i der Platz vor em Wöschhus suber gwüscht! — I bsinne mi no guet, wie einisch d'Frou vo Fellebärg gradwägs uf ds Wöschhus zue cho isch, just wo-n-i my Bäse lustig ha la tanze. — „So, so, bisch flißig?" het sie zue mer gseit u het mi so rächt fründlig agluegt, daß es mer no jitz isch, i gschpüri d'Wermi, wo mir dä Blick i ds Härz gä het! Un i gseh no dütlig, wi du di fine Händ vo där Dame der Rock über d'Pantöffeli ufglüpft hei, wo si über d'Steine gümperlet isch gägem Wöschhus zue. — Mir Guetslüt alli hei üsi gueti Herrefrou recht gärn g'ha!

Vor em Papa Fellebärg, wi-n-är bi allne Guetslüt gheiße het, hei mir e große Respäkt g'ha. Er isch würklich e Vater gsy für üs alli. Aber o gförchtet hei mir Chinder ne mängisch! — Wenn är uf sym Schümeli isch der här cho z'rite, de hei mir üses lute Tue uf ds Mal la sy und hei-n-is müselistill g'ha." — So erzählte Mareili.

Als das kranke Brüderchen früh starb und Mareili seiner Tätigkeit als Pflegerin an ihm enthoben ward, da wurden seine Kräfte im Dienst der Gutsbesitzer in Anspruch genommen.

Bei einer Fräulein von Fellenberg, die in Hofwil ihr eigenes Haus bewohnte, leistete es als Kind schon Aushülfsarbeit und blieb auch später noch im Dienst dieser Dame.

(Schluß folgt.)

Am Barometer.

Von Ch. Beaujon.

Zwischen zwei Bundeshäusern, dort, wo die Gemeinde Bern während der Kriegszeit statt duftender Blumen Kartoffeln wachsen ließ, steht ein Anziehungspunkt, der täglich viele Menschen ansaugt.

(Nun wird so ein weiser Bureaukratius natürlich das weise Haupt schütteln und brummen: ein Punkt steht weder, noch saugt er an. — Sehr richtig!)

Die Isobaren und Isothermen spielen im Leben eine große Rolle. Schon das Schulkind steht hoffend und bangend vor dem Baro-Häuschen, wenn der Lehrer die Höhe der Quecksilbersäule abliest: 720, mittlerer Stand, Tendenz zum Steigen. „Mir göh!" — „Bravo, mir göh!" — „Hui, das isch tschent!" — „Was leisch du ah, Meieli?" — „Ja, dr Papa mueß mer mit dr Tondöse noh dr Aecke putze." — „I nime Banane mit." — „U-n-ig e flotti Burewurscht u gschwellti Eier." — „Adiö Herr Fankhuser — adiö!" So schnattert's hin und her.

Kaum ist die Kinderschar in alle Winde zerstoben, kommt ein Pensionist daher. Kurzsichtig, drückt er die Nase fest ans Glas, löst sie wieder und schnuppert. Einem Kollegen, der am Straßenrand auf Ablösung wartet, ruft er zu: „S' chönnt besser sy. We d'Bise dräiht, git's Räge, göb's Morge-n-isch. Dr Westwind wird se wohl möge g'meistere." — „Jä, i weiß de nid. D'Bise isch ihm drinn, aber we dr Föhn — — —", meint der andere leise zweifelnd.

Dann saust in flottem Schwung ein Velofahrer heran — ein Blick — und schon hat er im Vorbeifahren die ganze Situation erfaßt.

Jetzt, eine Dame, chic, graziös. In Begleitung natürlich. „Mon dieu, wär hätt dänkt, daß es wieder Räge gäb! C'est partout la même chose — plus ça change." — „Heit Dir scho ghört, daß am Houptme Lombach es Unglück arriviert isch?" — „Nei, Dir säget o." — „Er isch bi dr Heiliggeist-Chirchestäge es paar Tritte abetrohlet und het drü — (dabei zeigt er auf die linke Brustseite) — broche." — „Drü Rüppi?" — „Nei, drü Brissago." — „Farceur."

Nun kommt gemessenen Schrittes ein Bernhardiner-Bari heran, hebt ein Bein, als wollte er sagen: ich pfeif auf die Welt, und trottet gemütlich wieder davon. Dem Hund scheint es wurst zu sein, ob hinauf oder hinunter, wenn doch nichts zum Fressen dran hängt.

Frank Heller: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür. Detektivgeschichten.

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 20

5.

Der Dichter des Goldes und des Feuers wohnte Amstelstraat 19, das stimmte, aber er war nicht zu Hause. War er nie zu Hause?

Doch, ziemlich oft, aber augenblicklich gerade nicht. Gestern abend gegen neun Uhr war er zuletzt sichtbar gewesen, aber später hatte er sich, wie in der Wohnung unten behauptet wurde, an andere Sinne gewendet, war also auch bei Nacht eine Zeitlang zu Hause gewesen. Wann er wieder fortging, hatte niemand beobachtet, auch nicht, wohin er gegangen war, aber man konnte die Lücken seines Wissens mit Hypothesen ausfüllen, wie es die Wissenschaft ja immer tut. Wo Herr Portaels aß? Aß er überhaupt? Vermutlich, aber die Bewohner des Hauses hatten ihn ebensowenig bei diesem Akt überrascht, als sie je ein lebendes weißes Einhorn überrascht hatten. Hingegen trank er zweifellos, und alle Gasthäuser der Nachbarschaft konnten sich seiner Protektion rühmen, aber andere Details über seine Gewohnheiten würden dort kaum zu erfahren sein und auf jeden Fall keine Elogen.

Mit diesem Bescheid wieder auf der Straße angekommen, trennten sich die drei Nachforscher. Der Vertreter der Versicherungsgesellschaft legte die Sache in Herrn Groots Hände und ging heimwärts. Der Kommissar machte sich auf, um der Reihe nach die erwähnten Gasthäuser zu untersuchen, und Doktor Zimmertür begab sich in Beeldemakers Bodega.

„Haben Sie das Interesse an der Sache verloren?"

„In keiner Weise, lieber Groot. Aber ich habe mir eine Theorie gebildet."

„Und darum halten Sie es für unnötig, Nachforschungen anzustellen?"

„Ja."

„Worauf haben Sie Ihre Theorie aufgebaut?"

„Das werde ich Ihnen sofort sagen. Haben Sie Ibsens Briefe gelesen?"

„Nein."

„Sie handeln nur von ökonomischen Dingen. Er hat den ökonomischen Imperativ in das Verhältnis der Dichter zu den Verlegern eingeführt. Soweit war die Sache ganz in Ordnung. Aber wenn ein Verleger plötzlich anfängt — allerdings, wenn ein Verleger dem Volke angehört, das sowohl Trotzki wie Rothschild geboren hat — ja, ich gehe in die Bodega."

Der Kommissar starrte ihn an.

„Wollen Sie sich nicht ein bißchen deutlicher erklären?"

„Nein, denn meine Theorie kann falsch sein, und dann würde ich den Lauf der Gerechtigkeit hindern, wenn ich Ihre Untersuchungen hinderte. Wir treffen uns in der Bodega."

So geschah es. Gegen sieben Uhr abends fand Groot seinen Freund bei einer halben Flasche Wein, während die zwei Flaschen, die vorangegangen waren, durch ihre Kapseln markiert wurden.

„Es ist aber wirklich höchste Zeit, daß Sie kommen", sagte der Doktor, „man wird von diesem Vesuvwein hungrig.